

Claudia Kraft/Alf Lüdtke/Jürgen Martschukat (Hrsg.), Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2010, 393 S., kart., 39,90 €.

Den im Titel des hier vorzustellenden Sammelbandes enthaltenen Plural, „Kolonialgeschichten“, thematisieren die Herausgeber Claudia Kraft, Alf Lüdtke und Jürgen Martschukat gleich zu Beginn ihrer Einleitung: Es gehe ihnen zum einen darum, die gegenwärtige Pluralität der akademischen Narrative der Kolonialgeschichte aufzugreifen; zum anderen ziele der Titel auf die Vielzahl der Geschichten von „Episoden kolonialer Erfahrung und Praxis in momenthafter Zuspitzung“ (S. 9), die die Akteure und Praktiken jenseits der etablierten ‚Großen Erzählungen‘ in den Mittelpunkt rücken. Das Interesse an diesen „stories“ begründet sich nicht zuletzt darauf, diese ‚Großen Erzählungen‘ zu irritieren und ihre oft dichotomische Eindeutigkeit hinterfragen zu wollen. Statt dem unangemessenen Postulat einer schroffen Trennlinie zwischen Kolonisierern und Kolonisierten soll die Aufmerksamkeit im Anschluss an postkoloniale Kritik, auf Übergänge, Überlagerungen, Vieldeutigkeiten in den konkreten Interaktionen sowie auf Austausch- und Wechselbeziehungen kolonialer Herrschaft gerichtet werden (S. 10-13).

Um dies zu erreichen, versammelt der Band 14 Aufsätze, die unterschiedliche Aspekte von *entanglement* und Transfer erforschen. Zudem dient die Orientierung an „Regionale[n] Perspektiven auf ein Globales Phänomen“ (so der Untertitel) der konsequenten „Provinzialisierung Europas“: Begriffsbildung kann sich nicht mehr ausschließlich an einer angeblichen europäischen Norm orientieren. Vielmehr soll die Zusammenschau ganz unterschiedlicher Formen von Kolonialismus und Imperienbildung zeigen, welche Konzepte sich für welche Analysen bewähren. So unterschiedliche Formationen wie die „Peripherien des Habsburgerreiches“ (Anna Veronika Wendland), Qing-China (Peter Perdue), die nationalsozialistische Besatzungsherrschaft in Osteuropa (Birthe Kundrus), das russische Imperium des 18. und 19. Jahrhunderts (Mark Bassin) oder „Anti-Amerikanismus“ in der „arabischen Welt“ (Ussama Makdisi) werden nebeneinandergestellt. Wer in der universitären Lehre kolonialgeschichtliche Themen vertritt, wird den Herausgebern dankbar dafür sein, dass Ann Laura Stolorz und Fred Cooper bahnbrechender Aufsatz „Between Metropole and Colony“ nun endlich in deutscher Übersetzung vorliegt. Die Kernaussage des Textes: „Europa erwuchs ebenso aus seinen kolonialen Projekten wie koloniale Begegnungen von innereuropäischen Konflikten geprägt waren“ (S. 26), kann in ihrem theoretischen Gehalt wohl als verbindendes Element aller in diesem Band versammelten Texte gelesen werden. Nur eine Auswahl kann im Folgenden knapp dargestellt werden.

Die Identitätskonstruktionen einer europäischen Nation über postkoloniale Konflikte untersucht Daniel Mollenhauer in seinem Beitrag zur „Erinnerungspolitik in der postkolonialen Republik“, indem er die Debatte um die Neubewertung der kolonialen Vergangenheit Frankreichs und speziell um den Algerienkrieg rekonstruiert. Nach seiner übersichtlichen und detaillierten Nachzeichnung der französischen Geschichtspolitik der 2000er Jahre sowie der „Konkurrenz der Erinnerungen“ (S. 135) verschiedener sozialer Gruppen fordert Mollenhauer emphatisch eine Auseinandersetzung mit den sozialen Ursachen von „Erinnerungskriegen“, in denen partikulare Erfahrungen in Gegensatz zu einer wie auch immer gearteten „nationalen Integration“ gebracht werden. Die Forderung nach der „Rehabilitierung der *histoire* gegenüber der *mémoire*“ (S. 138) bildet als Plädoyer für die Stärkung einer unabhängigen Geschichtswissenschaft den Abschluss des Textes.

Einen innovativen Zugang zur Erforschung von Subjektivitätsproduktion durch koloniale Alterisierung wählt James Gilbert. Anhand von Fotografien versucht er, den Denkmustern der Besucher der Weltausstellung von St. Louis im Jahr 1904 näherzukommen. Insbesondere die Abbildung von Interaktionen zwischen Besuchern und „ausgestellten“ Afrikanern, Asiaten und „First Nations“ erweist sich als fruchtbare Quelle, die er meisterlich kontextualisiert. Entgegen den rassistischen und disziplinierenden

Intentionen der Ausstellungsmacher, so Gilbert, bot diese als „interzone“ (S. 356) auch die Gelegenheit, manche der segregierenden Verhaltensregeln temporär zu durchbrechen.

Thoralf Klein rekurriert in seinem Beitrag über das Verhältnis von Mission und Kolonialismus gewinnbringend auf Homi Bhabas Konzepte von Hybridität und Mimikry. So wird nicht nur die rassistische Dichotomie der untersuchten Missionsgemeinden deutlich, sondern auch die Fragilität dieser Struktur (S. 148). Missionsgemeinden waren einerseits Ort kolonialer Disziplinierung; andererseits beförderten sie Erwartungen und Praktiken der Christen, die die „manichäische“ Struktur der Kirchengemeinden infrage stellten und der Autorität der Missionare schaden konnten (S. 151f.). Besonders interessant sind Thoralf Kleins Ausführungen zur Indigenisierung zahlreicher christlicher Gemeinden, die er als Dekolonisation fasst (S. 153-156).

Bei Frank Schumacher stehen Wissenstransfers zwischen Kolonialverwaltungen im Vordergrund. In seinem Beitrag über die US-amerikanische Kolonialadministration auf den Philippinen zeigt er, in welchem Maße diese sich am kolonialen Know-how der Briten orientierte. Das British Empire diente als Referenzpunkt der eigenen Herrschaftspraxis und Zivilisierungsmission – ein Aspekt, der im Zuge der „Selbstverklärung der neuen Kolonialherren als anti-koloniale quasi-Entwicklungshelfer“ (S. 322) in Vergessenheit geriet.

Peter Purdue thematisiert, ob und in welcher Form das kaiserliche China als Kolonialreich gelten kann. In seiner Untersuchung vom 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert fragt Purdue, „ob und wie die Dynamik historischen Wandels in China der in anderen Reichen zur selben Zeit ähnelte“, um so der Frage nachzugehen, „wie besonders oder universal die historischen Prozesse in den parallelen europäischen Empires waren“ (S. 260). Während dieser Aspekt etwas unsystematisch bleibt, erweist sich seine Orientierung an dem Grad von Offenheit oder Geschlossenheit zwischen Eroberern und Eroberten als gewinnbringend. Im vorliegenden Band ist dies die am stärksten vergleichende Studie, und die Ausführungen zu verschiedenen Kolonialismus-Begriffen sind lesenswert.

Die „Reichweite des Kolonialismus im Alltagsleben zu erkunden“ (S. 283), ist das Ziel von Michael Kims äußerst gelungenem Aufsatz über das Alltagsleben in Seoul 1910–1945. Die Interaktionen zwischen Japanern und Koreanern waren geprägt durch koloniale Politiken wie der räumlichen Trennung zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten, die in den 1920er Jahren strikt umgesetzt wurde. Die Strukturierung der Stadt in japanische Herrschaftsräume einerseits und in vernachlässigte Wohnviertel der Koreaner andererseits strukturierte gleichsam auch die koloniale Erfahrung aller Bewohner in ihrem Alltagsleben, wie Kim aus japanischen wie koreanischen Quellen rekonstruiert. Dies ist jedoch nur eine Dimension von Seouls Stadtgeschichte: „Verkehr, Austausch und Konsum in einer modernen Metropole entfalten eine Dynamik, die Praktiken der Unterscheidung und der Ausgrenzung zu überdecken vermag“ (S. 293), so dass die koloniale Bipolarität in den Erfahrungsweisen der Stadtbewohner in direkten Konflikt geriet zu einer „kapitalistischen Weise, die Stadt zu erfahren“ (S. 296). Die bipolare Stadtorganisation der Kolonialmacht, so zeigt Kim am Beispiel von Konsumverhalten, Universitätsgründung und Stadtbesiedlung auf, war nicht durchzuhalten. Die Bevölkerungsexplosion durch den Zuzug Landloser sowie die zunehmende Teilhabe koreanischer Eliten an der modernen Konsumgesellschaft rückten den Unterschied zwischen Kolonisierern und Kolonisierten in den Hintergrund, während die Differenz zwischen armen und reichen Koreanern in den Diskursen der 1930er und 1940er Jahre an Bedeutung gewann. Kims Aufsatz verdeutlicht, welches Potenzial in den Metropolenstudien für die Verknüpfung von Sozial-, Politik- und Wirtschaftsgeschichte steckt.

Mit Beiträgen zu den Regionen „Europa und Asien“ sowie „Nordamerika“ (neben den „Europäischen Kolonialdiskursen und -praktiken“) haben die Herausgeber vermutlich gezielt auch Fokusse gewählt, die üblicherweise in Sammelbänden zur Kolonialgeschichte zu kurz kommen. Es ist ihnen gelungen, eine ganze Reihe inspirierender und innovativer Beiträge zu versammeln. Die lose Klammer der Kolonial-„stories“ wird in den Beiträgen sehr unterschiedlich umgesetzt. Der Band vereint damit Forschungsperspektiven auf Kolonialgeschichten, die die Überwindung der „bipolaren Matrix“ (S. 12) ernstnehmen. Ob die Pluralisierung der Perspektiven in der Kolonialgeschichte als neue ‚Meistererzählung‘ auf-

gehen wird, wie Wolfgang Reinhard vorschlägt (S. 86), beantwortet der Band nicht. Die gewollte Irritation der ‚alten‘ Kolonialgeschichte(n) gelingt allemal.

Claudia Prinz, Berlin

Zitierempfehlung:

Claudia Prinz: Rezension von: Claudia Kraft/Alf Lüdtker/Jürgen Martschukat (Hrsg.), Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen, Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York 2010, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81336>> [15.3.2012].